

(Nachdruck verboten.)

49)

## Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Es dämmerte stark, als der Schuller vom Felde heim kam. Er war müde und rief zur Küche hinein, daß er gleich essen und zeitig ins Bett gehen wolle.

„Seut' muachst no a bissel aufbleiben,“ sagte die Bäuerin. „Da Haberschnaider kimmt no her.“

„Jetzt is do loa Zeit zum Hoamgarten.“

„Er muach Dir was sag'n.“

„Mir? Was denn?“

„Ja, weil er zum Pfarrer nach Aufhausen umi is.“

„Was geht denn dös mi o?“

„Daß d'as halt verzähl'n. Z'weng'n da Urschula ihr'n Kind is er umi.“

„Um dös kümmer' i mi gar nix. Dös geht mi nix o.“

„Di geht's nix o? Da hoscht recht. Grad i derf mi kümmer'n.“

Und der Schullerin fielen alle Unbilden ein, die sie am heutigen Tage erfahren hatte; sie kamen ihr noch größer vor, weil sie jetzt sogar daheim Härte und Ungerechtigkeit sehen mußte.

Und sie weinte so heftig, daß der Schuller umkehrte.

„Was hoscht nacha?“ fragte er.

„Ja, was hoscht! Allesammete treten auf mir 'rum, und Du sagst, es geht Di nix o! Das freut oan 's Leben nimma.“

„I hab' da's g'sagt, um der Urschula ihr Sach' kümmer' i mi nix.“

„I so do aa nix dafür, daß sie so dumm g'wen is! Und gar so schlecht is 's Madel aa net! Und mit Fiaßen braucht ma'r it drauf 'rumtret'n!“

„Red' halt!“

„Ja, red'! Da Pfarrer hat 's Kind it tauft!“

„Is d' er scho wieder im G'piel? Net tauft hat er 's Kind? Warum it? Zweg'n meiner?“

„Na. Lus halt zua!“

Und die Schullerin fing schluchzend ihre Erzählung an.

„Wia ma'r in d' Kircha ganga san, is er recht lang' it femma, und nacha hat er g'sagt, er muach dös Kind Simpel oder so taufen, hat er g'sagt, weil's am zwatzen März gebor'n is, sagt er. Und nacha hab' i g'sagt, dös derf i net leiden, daß er an Kind an Spottnamen gibt, dös waar ja a Schand' für uns aa, und nacha hat er g'sagt, auf dös pah't er it auf, und bal's mir net recht is, nacha tauft er's überhaupts gar it, und dös is amal Vorschrift, daß da Qua Simpi hoasen muach.“

„Was hoscht na Du to?“

„I hab' g'sagt, dös derf i alloo net erlaub'n, da muach i z'erst dahoam frag'n. Und jetzt sagest Du, es geht Di nix o, und Du kümmerst Di gar nix drum!“

„Hör' mit'n Woana auf! Dös is für gar nix. Also is 's Kind it tauft wor'n?“

„Freili net. Mir lau wieder a so hoam.“

„Und was hat da Haberschnaider dabei z'toa?“

„D' Haasin hat g'moant, i soll zum Pfarra von Aufhausen umi. Der saget ma's g'wiß, ob ma de Tauf' verweigern derf. Da bin i zum Haberschnaider und ho' mir denkt, vielleicht schickt er wen umi. Aba er hat g'sagt, er geht liaba selm, weil er an Herrn Pfarra Gabler kennt.“

„Was soll denn dös helfen?“

„Ja no, daß mir halt hör'n, ob dös sei' derf oder net.“

„Sei' derf! Hoscht Du scho g'spannt, daß d' er aufpah't, was G'jes und Recht is? Bal er net derf, tuat er's mit Fleiß. Aba i schaug nimma zua. I nimma!“

Die letzten Worte schrie der Schuller mit lauter Stimme. Er nahm einen irdenen Topf vom Herd und warf ihn auf den Boden, daß die Scherben klirren.

Die Bäuerin wehrte ihm erschrocken ab.

„Schrei do net sol Hör'n Di ja d' Seut' bis auf d' Strazen auf!“

„Bo mir aus! De hör'n no mehra. Bin i a Hund, den ma tracht, daß 's an Spaß gibt? Wenn alles erlaubt is und gar nix verbot'n, nacha probier' i's aa und schlag' den Kerl, daß er verzagt!“

„Sei do staad!“

„Net bin i staad. Der Herrgottsaframent, der will's it anderst! Der gibt foan Ruh, bis mir z'viel werd, bis i'n schlag!“

„Sag do so was it!“

„Du werst scho seh'n, ob i dös it tua! Und dös mirkst da, taufst werd 's Kind net!“

„Z'lest muach halt do taufst wer'n!“

„Auf den Rama net!“

„Dös werd scho recht wer'n. Wart no, bis da Haberschnaider kimmt!“

„Dös geht mi nix o, was der von Aufhausen sagt. Des fell g'schiecht amal net, daß ins da Pfaff an Spottname aufhängt. Gh'nder muach d' Urschula aus'n Haus und aus'n Dorf. Nacha so sie ihr'n Bankert wo anderst tauf'n lassen.“

„Bal i dös g'wißt hätt', daß Du so narret werst! Da waar's mir liaba, i hätt' nix g'sagt!“

„Da werd's no viel zum sag'n geben! Hätt' dös Weibsbild de Schand' it herbracht! Moanst vielleicht, daß nix mehr nachkimmt? Da Pfaff hat o'g'schoben, und der Bierangl schiabt nach!“

„Griag Good beinand!“ sagte eine tiefe Stimme. „Des hab'ts an laut'n Diskurs.“

„I Good, Haberschnaider. Weißt no da bist! Da Bauer is ganz ausanand.“

„Ja no, dös helst aa nix. Wia geht's, Schuller?“

„Dös woacht scho. An ganz'n Tag schinden und plag'n und auf d' Nacht an Berdruß. So geht's bei mir.“

„Dös kimmt scho wieder anderst aa.“

„Bei mir net. I derf ja foan Ruah hamn. Wenn's a Zeitlang staad is, fangt da Pfaff 's Sezen o.“

„Hoscht an Aufhauser troffen?“ fragte die Schullerin.

„Ja, er is dahoam g'wen.“

„Was sagt er? Müassen mir dös leid'n?“

„Da Herr Gabler sagt, inser Pfarrer hat dös Recht net,“ erzählte der Haberschnaider in seiner ruhigen Art. „Er hat an Kopf beutelt, wia'r i eahm de Sach' g'sagt hab', und nacha hat er g'moant, dös gibt's net, daß inser Pfarra dös Kind anderst hoacht, als sei Quatta will.“

Allerdings, sagt er, ma soll's im Guat'n abmacha, natürli, weil ma'n an Pfarra net mit'n Schandarm zwinga so, daß er 's Kind taufst. Dös müacht 's Ordinariat o'schaffen, und dös dauert vielleicht z'lang.“

„Aha!“ rief der Schuller, „geht's wieder a so? Grad so hamn's g'red't, selbigmal. Eigentli hat er 's Recht net, und uneigentli kann er toa, was er mag.“

„Dösmal richt'n ma's scho,“ erwiderte der Haberschnaider.

„I net. I geh' net von da bis über d' Straz' umi weg'n dera Sach'.“

„'s Kind kriagt fein richtigen Nam', werst seh'n!“ tröstete die Schullerin.

„Was pass' i auf dös auf! Du muacht it moan, daß i mi z'weg'n dem Kind ärger! Aba daß der scheinheil'g Tropf wieder a'fangt ge'n mi, und bohrt und heßt. Da wer i narret. Weil er moant, i muach wieder dasigen und all's ei'schiad'n!“

„Du hoscht Dir dös ander aa'r a bissel z' hart ei'bild't, Schuller. I hab' oft mit Dir reden woll'n, aba Du nimmst nix o und arbel'st Di g'rad allawei mehra in d' Quat eini.“

„Und Du red'st Di leicht, Haberschnaider. I bin net so wehleidig, dös woacht, und i bin net glei ob'n auf. Mi hat scho oft oana beleidigt, und i hab's net g'acht und hab' mir denkt: Geh zua, desweg'n bin i do, was i bi. Aba jetzt bin i ja nix mehr, als wia'r a Habern, an den si jeder sei dreckate Hand hinsticht.“

„Laß Dir amal sag'n . . .“

„Dös Trösten hat foan Wert. Dös macht's net anderst. Probier's Du und laß Dir an Unrecht g'scheg'n, und Du glaabst, es braucht nix, als wia d' Zug aufdecken, und nacha mirkst, daß d' nirgends aufi find'st, daß Dir d' Gänd' bunden san! A jed's Wort pon Dir is nix, und der ander schaugt Dir zua, wia'st zappelst, und lacht Di brad aus! Und Du muacht's runterfressen, und bal'st derstieckst! Mach' dös amal durch, und nacha sag' no mal, daß i mir's z' hart ei'bild'!“

„I glaab da's, daß 's Di verdriacht.“

„Ja, verdriacht! Seit an Vierteljahr geh' i umanand,

und jed'n Tag werd's ärger. Was bin i denn? A Dausbua, der red'n derf, was er mag, und foa Mensch paßt auf. Wenn d' Arbet net g'schehg'n müßt, i tat foana mehr; fren'n tuat's mi nimma."

"So plagt Di g'rad selm. Es waa' g'scheiter, Du tatst as amal vergessen."

"Dös laßt sie net o'schaffen. Wann i wirkli bei der Arbet drauf veraiß, brauch' i bloß ins Dorf eina femma und de spöttischen G'sichter seh'n."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Schön. Das ist leicht. . . Hör', Marinka, kriegt Dich der weiße Bursche und nicht Lufaschka? fragte Bjelezkij, zuerst anstandslos gegen Marinka gewandt. Dann trat er, ohne eine Antwort abzuwarten, an Ustjenka heran und bat sie, Marinka mitzubringen. Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die Vorsängerin ein zweites Lied ansang und die Mädchen den Reigen begannen. Sie sangen:

Sinterm Garten, hinterm Garten  
Geht der Bursche auf und nieder  
An dem letzten Haus der Straße.  
Bei dem ersten Gang hinauf  
Fuchtelst er mit seiner Rechten,  
Bei dem zweiten Gang hinunter  
Fuchtelst er mit seiner Linken,  
Und bei seinem dritten Gang  
Bleibt er plötzlich ruhig stehen —  
„Ju Dir, Schächchen, komm' ich grullend,  
Warum kommst Du, liebes Schächchen,  
Nicht im Garten zu spazieren?  
Blickst Du etwa, liebes Schächchen,  
Stolz herab auf den Geliebten?  
Wirst schon kleiner werden, Schächchen,  
Berber werd' ich zu Dir schiden,  
Dich zu meinem Weibchen machen.  
Weinen sollst Du noch durch mich.“  
Was ich sagen sollte, wußt' ich,  
Wagte aber keine Antwort —  
Wagte nicht ihm zu erwidern,  
Kam im Garten zu spazieren,  
Komme in den grünen Garten,  
Grüßend nickt ich dem Freund,  
Wie ich, Mädchen, ihn begrüße,  
Reißt er mir mein Tuch aus Händen.  
„Nimm mich, Schächchen, nimm mich liebend  
Auf in Deine weißen Händchen,  
Reiße mir die weißen Händchen,  
Schent' mir Deine Liebe, Mädchen,  
Sag' mir, wie ich Dich gewinne,  
Was ich meinem Schächchen schenke. . . .  
Zum Geschenk für mein Schächchen  
Kauf' ich ihr ein großes Schattuch,  
Und für diesen schönen Schal  
Küßt sie mich die tausend Mal.“

Lufaschka und Kasarka durchbrachen den Reigen und gingen im Kreise zwischen den Mädchen hin und her. Lufaschka sang kräftig die zweite Stimme, schwenkte die Hände und ging in der Mitte des Reigenes auf und nieder. Nun komm' doch eine heraus, sagte er. Die Mädchen stießen Marinka an; sie wollte nicht heraustreten. Durch den Gesang erkönte ein leises Lachen, Schlagen, Klaffen, Geflüster.

Als Lufaschka bei Olenin vorüberkam, nickte er ihm freundlich mit dem Kopfe zu.

Mitrij Andreitsch, bist Du auch zusehen gekommen? sagte er. Ja, antwortete Olenin schroff und trocken.

Bjelezkij neigte sich zu Ustjenkas Ohr und sagte ihr etwas. Sie wollte antworten, konnte aber nicht mehr. Als sie das zweite Mal vorüberkam, sagte sie:

Schön, wir kommen.  
Marinka auch?

Olenin beugte sich zu Marinka vor.  
Kommst Du? Komme doch nur auf einen Augenblick. — Ich muß mit Dir sprechen.

Kommen die Mädchen, so komme ich auch.  
Wirst Du mir sagen, um was ich Dich gebeten habe? sagte er, wieder zu ihr vorgeneigt. Du bist heute in guter Stimmung.

Sie entfernte sich schon von ihm. Er folgte ihr.  
Wirst Du's sagen?  
Was sagen?

Was ich Dich vorgestern gefragt habe, sagte Olenin und neigte sich zu ihrem Ohr. — Wirst Du mich heiraten?

Marinka dachte nach.

Ich will's Dir sagen, antwortete sie, heute will ich's Dir sagen.

Und im Dunkeln glänzten ihre Augen heiter und freundlich dem jungen Manne entgegen.

Immer noch ging er neben ihr her. Es tat ihm wohl, sich so nahe als möglich zu ihr herunterzubeugen.

Lufaschka aber, der nicht aufhörte zu singen, sagte sie kräftig am Arm und zog sie aus dem Reigen in die Mitte. Olenin konnte ihr nur noch zurufen: Komm' also zu Ustjenka. Dann ging er zu seinen Kameraden. Das Lied war zu Ende, Lufaschka wickelte sich die Lippen, Marinka ebenfalls, und sie küßten sich. Nein, fünf muß ich haben, sagte Lufaschka. Gepulauer, Lachen, Sing- und Herrinnen lösten die regelmäßige Bewegung und den regelmäßigen Gesang ab. Lufaschka, der schon tüchtig getrunken zu haben schien, begann die Mädchen mit Ruden zu beschicken.

Allen schenke ich das, sagte er mit stolzem, komisch rührendem Selbstbewußtsein. — Wer aber zu den Soldaten gehen will, um dort zu feiern, der gehe fort aus dem Reigen! fügte er plötzlich hinzu und warf Olenin einen zornigen Blick zu.

Die Mädchen griffen nach dem Ruden und rissen ihn eine der andern aus der Hand. Bjelezkij und Olenin traten beiseite. Lufaschka schien sich seiner Freigebigkeit zu schämen. Er nahm die Mütze ab, wuschte sich mit dem Ärmel die Stirn und trat zu Marinka und Ustjenka hin.

„Blickst du etwa, liebes Schächchen, stolz herab auf den Geliebten?“ wiederholte er die Worte des Liedes, das sie eben gesungen hatten. Lustig dich groß mit mir? wiederholte er noch einmal, zornig zu Marinka gewandt. — Wirst Du mein Weib, weinen sollst du noch durch mich“, fügte er hinzu und umfaßte zugleich Ustjenka und Marinka.

Ustjenka riß sich los, holte aus und gab ihm einen starken Schlag auf den Rücken, daß ihr die Hand schmerzte.

Wie ist's, werdet Ihr den Reigen noch weiter führen? fragte er.

Wie die Mädchen wollen, antwortete Ustjenka. Ich gehe nach Hause, und Marinka wollte auch zu uns kommen.

Der Kosak hielt noch immer Marinka umfaßt. Er hatte sie von der Menge fortgeführt zu der dunklen Ecke des Hauses. Geh nicht, Marinka, sagte er. Laß uns das lehtemal lustig sein. Geh nach Hause. Ich komme zu Dir.

Was soll ich zu Hause machen? Der Feiertag ist doch dazu da, daß man vergnügt sei. Ich gehe zu Ustjenka — sagte Marinka.

Ich heirate Dich ja doch.  
Schon gut, sagte Marinka. Das wird sich dort zeigen.

Wie, Du gehst? sagte Lufaschka in strengem Tone, drückte sie an sich und küßte sie auf die Wange.

Ich geh, laß mich, und Marinka riß sich los und ging von ihm fort.

Ei, Mädchen, das wird schlimm enden, sagte Lufaschka vorwurfsvoll, indem er stehen blieb und den Kopf schüttelte. „Weinen wirst Du noch durch mich“ . . . . Dann wandte er sich von ihr ab und rief den Mädchen zu: Singt, singt!

Marinka schien erschrocken und erzürnt zu sein durch das, was er gesagt hatte. Sie blieb stehen.

Was wird schlimm werden?  
Das.  
Was?

Das, daß Du's mit dem Soldaten, Eurem Mieter, hältst und mich deshalb nicht mehr lieb hast.

Ich habe Lust — Darum habe ich Dich nicht lieb. Du bist nicht mein Vater, meine Mutter. Was willst Du? Ich liebe, wen ich will.

So, so . . . . sagte Lufaschka, bedenks! Er ging auf den Boden zu. Den Mädchen rief er zu: Was steht Ihr da? Singt noch einen Reigen! Kasarka lauf, hole Kost.

Sag', kommen sie? fragte Olenin Bjelezkij.

Sie kommen gleich, antwortete Bjelezkij. — Gehen wir. Wir müssen vorbereiten für den Ball.

80.

Es war schon späte Nacht, als Olenin hinter Marinka und Ustjenka aus Bjelezkij's Wohnung trat. Das weiße Kopftuch des Mädchens leuchtete in der Dunkelheit der Straße. Der Mond senkte sich in goldigen Glanz auf die Steppe nieder. Ein silber-schimmernder Nebel lag über dem Dorf. Rings war es still. Nirgends sah man ein Licht. Man hörte nur die entschwindenden Schritte der Mädchen. Olenins Herz pochte heftig. Sein glühendes Gesicht fand Erfrischung in der feuchten Luft. Er blickte zum Himmel empor und schaute zurück nach dem Häuschen, aus dem er gekommen war; dort war das Licht schon gelöscht. Und er blickte wieder den entschwindenden Schritten der Frauen nach. Das weiße Tuch war durch den Nebel unsichtbar. Es war ihm schrecklich, allein zu bleiben — er war so glücklich. Er sprang die Treppe hinab und lief den Mädchen nach.

Aber Du! Es wird uns jemand sehen . . . . sagte Ustjenka.

Tut nichts.  
Olenin eilte auf Marinka zu und umfaßte sie.

Marinka wehrte ihm nicht.

Sie haben sich noch nicht satt geküßt! sagte Ustjenka. — Bist Du verheiratet, dann kannst Du küssen, jetzt aber sei geduldig.

Lebe wohl, Mariana; morgen komme ich zu Deinem Vater und sage es ihm selbst. Sage Du kein Wort.

Was sollte ich sagen? antwortete Mariana.

Die beiden Mädchen liefen davon. Olenin ging allein und überdachte alles, was geschehen war. Er hatte den ganzen Abend mit ihr allein in der Stube zugebracht, Ustjenka war keinen Augenblick aus dem Zimmer gegangen und hatte sich mit den anderen Mädchen und mit Bjelezki vergnügt. Olenin hatte mit Mariana flüsternd geplaudert.

Willst Du mein Weib werden? fragte er sie.

Du küßt, Du nimmst mich nicht, antwortete sie heiter und ruhig.

Aber liebst Du mich, sprich, um Gotteswillen!

Warum sollte ich Dich nicht lieben, Du bist ja nicht garstig, antwortete Mariana lachend und seine Hände mit ihren rauhen Händen umklammernd. Was Du für wei-ei-ge, wei-ei-ge Hände hast, wie Rahm so weich, sagte sie.

Ich scherze nicht. Sprich, willst Du mein Weib sein?

Warum nicht, wenn mich der Vater Dir gibt?

Wedenke, ich werde mahnsinnig, wenn Du mich betrügst. Morgen sag' ich's Deiner Mutter und Deinem Vater. Ich komme um Dich werben.

Mariana lachte plötzlich auf.

Was hast Du?

Nichts. Es ist so komisch.

Wirklich. Ich kaufe einen Garten, ein Haus, trete zu den Kossaken ein . . .

Aber dann darfst Du andere Frauen nicht lieben; sonst bin ich böse.

Olenin wiederholte in seiner Phantasie mit Entzücken alle diese Worte. Bei diesen Erinnerungen wurde ihm bald schmerzlich zu Mut, bald erfüllte ihn ein Gefühl des Glücks. Schmerzlich, weil sie, da sie mit ihm sprach, ganz so ruhig geblieben war, wie immer. Die neue Lage schien sie nicht im geringsten zu erregen. Sie schien ihm nicht zu glauben und gar nicht an die Zukunft zu denken. Er glaubte, sie habe ihn nur im gegenwärtigen Augenblick lieb gehabt, und es gäbe für sie keine Zukunft in Gemeinschaft mit ihm. Und glücklich war er, weil alle ihre Worte ihm wahr erschienen, und weil sie ihm versprochen hatte, ihm anzugehören. „Ja“, sagte er zu sich selber, „dann erst werden wir einander verstehen, wenn sie ganz die Meine geworden. Für eine solche Liebe gibt es keine Worte; sie bedarf des Lebens, des ganzen Lebens. Morgen wird alles klar sein. Ich kann so nicht länger leben. Morgen sage ich alles ihrem Vater, Bjelezki, dem ganzen Dorf . . .“

Lutafschka hatte nach zwei schlaflosen Nächten so viel am Feiertag getrunken, daß er zum erstenmal nicht aufrecht stehen konnte und die Nacht bei Janna verbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

# John Milton.

(Geboren am 9. Dezember 1608.)

Von Ernst Kreowski.

## I.

Wleich einer schönen Sage hallt der Ruhm des Dichters der Epöde: „Das verlorene Paradies“ in unsere Tage hinein. Die sich rühmen dürfen, die Dichtung wirklich vom ersten bis zwölften Gesange gelesen — mit Nutzen gelesen zu haben, sind zweifellos nicht zahlreicher als die wirklichen Leser und Kenner von Klopstocks „Messias“. Selbst die Literaturhistoriker von Beruf können das nur in den seltensten Fällen von sich sagen; denn heutzutage besteht die ganze literarische Geschichtsschreibung doch bloß noch darin, möglichst die Kommentare aller Vorgänger durchstöbert zu haben, um zu konstatieren, ob und wo noch eine Lücke zur Vertiefung offen geblieben ist. Wie der Messiasdänger gehört auch Milton zu jenen Poeten einer abgestandenen Epoche, die, nach Lessing, mehr gelobt, aber weniger gelesen werden. Ja selbst in seinem Heimatlande wird das nicht viel anders sein — trotz aller pomphaften Festlichkeiten, welche die Engländer zum 9. Dezember, als der Wiederkehr des 300. Geburtstages ihres John Milton, in Szene legen. Freilich, es hat eine Zeit gegeben — und in gewissen kirchlich-gläubigen Kreisen ist es wohl noch so — wo „Das verlorene Paradies“ die unvermeidliche Hausbibel ergänzte. Fester aber fand doch vielleicht Miltons Gedanken und Handlungen in Sachen der menschlichen Freiheit im Gedächtnis des Volkes verblieben. Was ihn und heute noch wert macht, das ist nicht so sehr der große Dichter als der unbeugsame Mann und Charakter, der seine umfassende Gelehrsamkeit und seine mächtige Feder rückhaltlos in den Dienst der geistigen Aufklärung und der Befreiung seines Volkes aus den Fesseln weltlicher wie päpstlicher Despotie stellte.

Milton wurde am 9. Dezember 1608 zu London als Sohn eines Advokaten geboren, der vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten war. Des Vaters Wohlhabenheit, mit der sich die Pflege künstlerischer wie säubergeistiger Neigungen und Interessen verband, verstattete es jenem, dem schon frühzeitig hohe Gaben vererbenden Knaben eine sorgfältige Ausbildung angedeihen zu lassen. Sein Verneiner, seine Vorgesiege warf sich auf alle irgend erreich-

baren Wissenschaften. Tag und Nacht sah er über den Büchern. „Mein Vater — so schreibt Milton einmal — bestimmte mich, als ich noch Kind war, für das Studium der Wissenschaften, und dies, ergriff ich mit solchem Eifer, daß ich vom zwölften Lebensjahre an kaum je vor Mitt-nacht von der Arbeit aufstand, um schlafen zu gehen, und das n. l. die erste Ursache des Verderbens meiner Augen, zu deren natürlicher Schwäche häufige Kopfschmerzen hinzutamen. Da dieses alles meinen Eifer im Lernen nicht aufhielt, ließ er mich in der Schule und zu Hause von anderen Lehrern täglich unterrichten und sandte mich, nachdem ich mehrere Sprachen erlernt und nicht geringe Reizung für die Sühigkeit der Wissenschaft (philosophiae) gefaßt hatte, nach Cambridge, die eine unserer Landesuniversitäten.“ Siebzehnjährig war Milton, als er sie bezog. Es geschah wenig Wochen vor dem verhängnisvollen Thronwechsel, welcher den Prinzen Karl zur Königswürde erhob. Die Monarchie, unter der der junge Milton heran-gewachsen war, konnte ihm keine unabweisbare Achtung vor dieser Staatsform einflößen, und der Monarch — Jakob —, der damals an der Spitze stand, war nicht der Art, ihn mit den Mängeln der Staatsform zu veröhnen. So liegt denn Milton in Cambridge emsig dem Studium ob — sieben Jahre hindurch. Was der Unterricht im Kolleg und in der Universität ihm bot, konnte den Hochstrebenden schwerlich befriedigen; denn der Charakter der hier betriebenen Studien bestand wesentlich in einer Verbindung von Philologie mit Scholastik. Er studierte also auf eigene Weise. Sein Naturell unterwarf sich nicht willig dem Zwange. Er hielt sich auch sonst von dem üblichen Gange studentischer Denk- und Lebensweise ganz fern. Er war ein sehr selbständig denkender Kopf; bis tief in die Nacht brannte in seinem kleinen Zimmer die Studierlampe; unerträglich quoll ihm die Ader der Dichtung; was andere als rechte, würdige Gegenstände des Studiums betrachteten, entging seinem Spott nicht, und gegen die Anmaßung hobler Gesellen richtete sich seine Ironie. Ohne ein griesgrämiger Puritaner zu sein, bewegte er sich auch in den Stunden der Erholung keineswegs auf der Fahrstraße studentischer Gewohnheiten — er hatte seine eigene Art, sich an Welt und Menschen zu erlustigen.

Miltons umfassende Studien führten ihn schließlich dahin, daß er sieben Sprachen und die gesamte Literatur der griechischen und römischen Klassiker beherrschte. Niemand war, der es mit ihm an Belesenheit aufzunehmen gewagt hätte. Mit 24 Jahren war er zum Erwerb aller akademischen Grade gelangt, er hatte erlangt, daß — wie er in einer hymnischen Rede dargetan — Wissen die Grundlage alles Großen und Herrlichen, Unwissenheit die Wurzel alles Niedrigen und Lasterkosten ist. Nicht, als ob ihm das ethische Moment hinter dem intellektuellen zurückträte, als ob ihm selbstzufriedene Buchgelehrsamkeit die Energie frischen Handelns ersetzen konnte. Er ist sich vielmehr bewußt, daß die Gelehrsamkeit ohne Reinheit des Charakters nicht denkbar, geschweige erprießlich sei. „Es gilt vielmehr — ruft er aus — Wollen und Wissen zu vereinigen, dieses zum Führer jenes zu machen; nur so läßt sich das höchste Glück der Individuen und der Nationen begründen. . . Recht handeln, ohne des Ruhmes zu achten, ist über allen Ruhm erhaben!“ Im selben Sinne verwirft Milton aber auch die Gegenstände aller Bildung gegolten hatten, und nicht zum wenigsten auch deshalb, weil sie von „Wimpeln“ betrichen wurden, die von diesen Dornen und Dornen leben. . . Ebenso scharf ist sein Urteil über die „armelige Bedientenbildung“, mit der die Studenten, namentlich der Theologie, die Universität zu verlassen pflegen. „Wenn irgend ein Zimmermann, Schmied oder Weber ein solcher Pfuscher in seinem Handwerk wäre, wie es die meisten von ihnen (die Theologen) in ihrem Verufe sind, so würde er aus Mangel an Kundschafft verhungern.“ — Dagegen erachtete Milton das Studium verschiedener Länder sowie der Geschichte der Staaten und Völker, ihrer Verfassung und Kultur, aber vor allem das Studium der Natur und ihrer Kräfte als dasjenige, welches den höchsten Genuß gewähre. Schon die Hinneigung zur Naturwissenschaft, mit der sich unverkennbar eine Hinneigung zum Studium von Politik und Geschichte verband, zeigte deutlich, daß Milton sich niemals für den Beruf eines Geistlichen würde entschieden haben. Das despotische Regiment der Kirche in England war wahrlich dazu angetan, jedem freier Denkenden, zumal jedem Puritaner, das Seelsorgeramt zu verleiden. Aber auch gegen die „Juristerei“ empfand Milton eine unüberwindliche Abneigung.

Er zog sich also, nachdem Cambridge hinter ihm lag, auf den Landsitz seines Vaters bei London zurück, um seinen Studien und dichterischen Entwürfen zu leben. Dabei blieb er mit der Stadt in regen Beziehungen, trieb Mathematik und Musik, besuchte Theater-vorstellungen, gelehrte Zirkel usw. In diese Zeit fällt die Abfassung einer Reihe von Dichtungen, darunter ist die Totenklage „Lycidas“ deshalb bemerkenswert, weil sie an einer Stelle einen Angriff gegen die herrschenden kirchenpolitischen Zustände enthält und somit den tiefen Gegenstand offenkundig, in dem sich Milton zu ihnen fühlte. Ja, bei Herausgabe seiner gesammelten Gedichte hat er jener Elegie die folge Bemerkung beigefügt, daß er damals „den Ruin des Klerus, als er auf seiner Höhe geweiht, vorhergesagt habe“.

In der Tat behauptete um jene Zeit das kirchliche Bedrückungs-system seinen ärgsten Stand. Massenentzuegungen puritanischer Geis-tlicher, Massenverurteilungen durch die Ansehmergerichte führten zu beträchtlichen Auswanderungen. In der Verwaltung der Staats-angelegenheiten hatte das kirchliche Element die Oberhand; es war

## Kleines feuilleton.

### Physiologisches.

Warum wir mit zwei Augen einfach sehen. Die Tatsache, daß wir die Gegenstände unserer Umgebung nur einmal wahrnehmen, obgleich auf der Netzhaut jedes unserer Augen ein besonderes Bild erscheint, ist die Grundlage unseres Sehens. Ueber ihre Ursache herrschen noch recht verworrene Vorstellungen. Zunächst ist festzustellen, daß Einfachsehen eine sehr zweckmäßige Einrichtung ist. Wir könnten nicht lesen, ja nicht die einfachste Verriichtung vornehmen, wenn wir von jedem Umgebungsbestandteil gleichzeitig zwei Bilder hätten, deren eins natürlich ein bezüglich der räumlichen Orientierung irreführendes Truggebilde wäre. Die Netzhaut des Auges empfängt für gewöhnlich unaufhörlich wechselnde Bilder, die sich nur infolge des Umstandes, daß jeder Reiz eine gewisse Zeit braucht, um ins Bewußtsein zu gelangen, zu einer Gesamtheit zusammenschließen. Für die vorliegende Frage ist zu beachten, daß ein Teil der Netzhautoberfläche, der sogenannte „gelbe Fleck“ von besonderer, den übrigen Teilen überlegener Lichtempfindlichkeit ist. Wenn die Augen einen Gegenstand auffassen wollen, so stellen sie sich selbsttätig so ein, daß sein Bild gerade auf jene empfindliche Stelle fällt. Dagegen ist der Teil der Netzhaut, der von den Sehnervensträngen selbst gebildet wird, unfähig, ein Bild aufzunehmen. Die Eintrittsstelle des Sehnerven in die Netzhaut, der „blinde Fleck“, vermag zur Fortleitung eines empfangenen Reizes zu dienen, nicht aber ein Bild zu empfangen. Wenn ein Bild auf ihn trifft, so sehen wir nichts. Damit nun beide Augen einen Körper einfach sehen, ist es nötig, daß sein Bild auf korrespondierende Netzhautstellen trifft, d. h. auf solche, die symmetrisch zueinander liegen, und zwar insofern, als einander entsprechende Sehnervenstränge von ihnen aus nach dem Gehirn verlaufen. Dies trifft für die gegen die Nasenseite gelegenen Teile des einen Auges und die gegen die Schläfenseite gelegenen Teile des anderen zu. Im Gehirn treffen nun die Nervenleitungen beider Augen zusammen und geben, ebenso wie zwei Telephone einen Schall erzeugen würden, eine Gesichtsempfindung. Diese übrigens weitverbreitete Erklärung gibt immerhin eine gewisse Vorstellung von der Sache. Wir sind auch imstande, künstlich ein Doppelsehen zu erzielen. Ein jedermann leicht zugängliches Experiment in diesem Sinne ist das folgende: Man rihte seine Augen etwa nach dem Monde, indem man gleichzeitig mit dem Finger einen mäßigen Druck auf einen Augenwinkel ausübt. Hierdurch werden die Muskeln, die für gewöhnlich ganz selbsttätig die Augäpfel derart einstellen, daß die Sehlinien sich in dem fixierten Gegenstande treffen, an ihrer Tätigkeit gehindert, und man sieht zwei Monde statt des einen. Es ist aus diesem Versuch, der sich übrigens vielfach variieren läßt, ersichtlich, daß Krümmungen der Augenmuskulatur Doppeltsehen hervorrufen können.

### Aus dem Tierreiche.

Fliegende Frösche. Der berühmte Naturforscher Wallace, der das fünfzigjährige Erinnerungsfest an die von ihm und Darwin ausgegangene Schöpfung der Entwicklungslehre jetzt noch hat erleben dürfen, hatte auf seiner durch ihre Ergebnisse und ihre Schilderung großartigen Reise in der asiatischen Inselwelt einen Frosch entdeckt, wie er bisher überhaupt noch niemals gesehen worden war. Der chinesische Arbeiter, der ihm das Tier überbrachte, erzählte, er hätte es von einem hohen Baum in schräger Richtung herunterfliegen sehen. Der Naturforscher brachte diesem Bericht zunächst keinen Glauben entgegen, aber nach genauer Beschichtigung des Frosches mußte er ihm ein gewisses Flugvermögen wohl zutrauen, und spätere Beobachtungen haben die sonderbare Tatsache bestätigt. Der Frosch, der auf der großen Insel Borneo zu Hause ist, besitzt ungeheure Schwimmbhäute an den Füßen und vermag außerdem seinen Körper stark aufzublähen, so daß er als Ganzes eine Art von Fallschirm bilden kann. Später ist eine verwandte Art der Gattung, die den Namen *Rhacophorus* erhalten hat, auf der Insel Java entdeckt worden, der sich durch eine prachtvolle grüne und gelbe Färbung auszeichnet. Dieser Java-Flugfrosch ist jetzt von dem Zoologen Sieblehli im Internationalen Bulletin der Akademie der Wissenschaften von Krakau einer genaueren Untersuchung unterzogen worden. Danach ist das Weibchen ungefähr ein Drittel größer und um das Doppelte breiter als das Männchen, dafür aber auch durch eine geringere Entwicklung der Stimmwerkzeuge und auch etwas in der Färbung benachteiligt. Da die Frösche selbstverständlich aufwärts nicht fliegen können, so müssen sie auf andere Weise auf die Bäume gelangen, und das geschieht durch Klettern, wozu die Haftorgane an den Beinen treffliche Dienste leisten. Das ist aber nichts Besonderes, denn das kann der Laubfrosch auch. Im übrigen wird die Beobachtung von Wallace bestätigt, daß jener Frosch die mächtig entwickelten Schwimmbhäute beim Fall aus der Höhe als Fallschirm benutzt, wobei er die Beine ausstreckt und die Beine dicht an die Seiten des Körpers gepreßt hält.

eine Willkürherrschaft eingebrochen, die sich dem Volke gegenüber in allerlei drakonischen Gewaltmaßregeln wie Geldbußen und Steuern, polizeilichen Erpressungen usw. bis zur Unerträglichkeit fühlbar machten. Dazu kam die Monopolisierung fast sämtlicher, ja sogar der unentbehrlichsten Handelsartikel. Die Forderung des Schiffsgeldes war das letzte Glied in der langen Kette aller Zwangssteuern. Die kirchliche Gewaltpolitik drohte aber auch das Recht der parlamentarischen Verfassung zu beeinträchtigen; weshalb es schon zu erregten Kämpfen gekommen war. Wenn die kirchlich-politischen Zustände in England ein immer trübteres Bild gewährten, so drohte den Fundamentalgesetzen des Landes die größte Gefahr doch von Schottland, seitdem man nämlich daran arbeitete, die dortige Kirche mit derjenigen Englands unter einen Hut zu bringen. In Irland hatte sich die geistliche Konvolution allerdings schon 1684 dazu verstanden, einen Kanon anzunehmen, durch welchen die 39 Artikel der anglikanischen Kirche anerkannt wurden. In Schottland dagegen sollte das nicht so leicht werden. Hier erregte ein neues Buch kanonischer Gesetze, das von den schottischen Bischöfen vorbereitet, von der kirchlichen Oberbehörde Englands revidiert und 1685 von Karl I. bestätigt worden war, wegen seiner auf die Vernichtung des Presbyteriums abzielenden Bestimmungen im Volke einen Sturm des Unwillens, der sich hauptsächlich gegen die Einführung einer neuen Liturgie richtete. Im ganzen Lande machte sich eine große Protestbewegung auf, die im Frühling 1688 auch bis nach England ihre Wellen schlug. Denn auch hier war der Widerstand gegen die Eintreibung des Schiffsgeldes gewachsen, und nun traten die ersten Anzeichen der Sympathie des englischen Puritanismus mit den schottischen Covenanters immer deutlicher hervor. Der Konflikt zwischen dem Parlament und den absolutistischen Gelüsten Karls I. verschärfte sich; der König stand isoliert.

Nach war nicht abzusehen, welche Richtung die öffentlichen Angelegenheiten nehmen würden, als sich Milton entschloß, seinen Landsitz in Horton aufzugeben und auf Reisen zu gehen. Im Frühjahr 1688 führte er diese Absicht aus, indem er über Paris und Nizza nach Italien reiste. Florenz war sein erstes Ziel. Nach zweimonatigem Aufenthalt besuchte er Rom, hier blieb er gleichfalls zwei Monate und ging dann nach Neapel in der Absicht, von dort aus später Sizilien und Griechenland zu bereisen. Indessen erhielt er gegen Ende des Jahres Nachrichten über den in Schottland ausgebrochenen Aufstand. Da auch in England selbst eine tiefe Gärung herrschte, so schien die Revolution vor der Tür zu stehen. Unter solchen Umständen entschloß sich Milton dazu, den Rückweg einzuschlagen. „Es schien mir“ — sagt er — „unwürdig, zum Vergnügen umherzuziehen, während die Mitbürger zu Hause für die Freiheit kämpften.“ Zunächst kehrte er wiederum nach Rom zurück. Von hier ging er fast zwei Monate später abermals nach Florenz, von wo aus nach zwei Monaten die Heimreise über Bologna, Ferrara, Venedig, Verona und Mailand bewerkstelligt wurde. Ueber den Saumpfad des großen St. Bernhard ging zu kurzem Verweilen nach Genf, und etwa anfangs August des Jahres 1689 betrat Milton wieder das väterliche Haus.

Der Aufstand in Schottland war wirklich im Flor. Das Volk hatte sich der Einführung der neuen Kirchenordnung widersetzt. Der Kampf gegen die Bischöfe war ja auch zugleich eine offene Kriegserklärung gegen den König, und zwar insofern, als das schottische Volkparlament die Gültigkeit der Kanons verwarf, die Bischöfe absetzte und fest dabei beharrte, die Kirche Schottlands in ihrer alten Reinheit zu erhalten. In diesem Beschluß und Vorgehen erblickte Karl I. Hochverrat, der gestraft werden mußte. Des Königs geheimer Plan war überdies, das absolutistische Regime auch über Schottland auszudehnen und so die letzten Schranken zwischen diesem Lande und England niederzureißen. Er rüstete sich also zum Kriege gegen die Schotten. Diese kamen ihm zuvor und drangen siegreich über die Grenze. Karls Verlegenheit wuchs. Die Parlamente verweigerten — da es sich nicht um eine feindliche Macht von außen her handelte — dem König die Kriegsmittel. Er wollte Gewalt anwenden durch eigenmächtige Anordnungen zwecks Eintreibung der Gelder, Zwangsanleihen usw., die Parlamente widersetzten sich, gestützt durch die Londoner Bürgerwehr. Karl wollte nun einen Gegenschlag ausführen, indem er mit den Schotten Verträge abschloß, wonach ihre Kirche unangetastet bleiben sollte. Diese Manöver zielten darauf hin, sich die Schotten geneigt zu machen und durch das Orford-Parlament den Widerstand der beiden englischen Parlamente zu brechen. Nun kam die independence Bewegung in Schottland. Das Parlament rüstete einige Regimenter aus — die Revolution war allgemein. Wie sie für Karl endigte, wissen wir: er wurde besiegt, gefangen gesetzt und als Tyrann und Hochverräter am 30. Januar 1649 enthauptet. . .

Während dieser ganzen Zeit — von der Rückkehr aus Italien an gerechnet — war Milton nicht müßig geblieben. Er hatte alle politischen, kirchlichen und sozialen Ercheinungen sowie den Fortgang der Revolution mit heißem Herzen verfolgt. Und so sehr er sich anklammern mochte an rein künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen — sein freiheitliches Naturell steigerte sich, obwohl noch einigermaßen bekümmert durch einen alttestamentlichen Puritanismus, während der Volkskämpfe bis zum glühenden Republikanismus. Naturgemäß mußte er tätig mit eingreifen. Es war aber für ihn von vornherein ausgemacht, daß er der Nation mit seinem Wissen und seiner Feder am besten dienen würde.